

## Editorial

Das Institut für Sozialforschung ist in einem langwierigen Diskussionsprozess zu dem Entschluss gekommen, sein bislang unregelmäßig erscheinendes Mitteilungsheft vom Herbst 2004 an als eine interdisziplinäre Zeitschrift fortzuführen. Mit der Veränderung der Erscheinungsform verknüpfen wir nicht nur die Hoffnung, in Zukunft ein über den engen Kreis der Fachkollegen hinausgehendes Publikum zu erreichen; vielmehr verfolgen wir damit auch die Absicht, das intellektuelle Bezugssystem unserer jüngeren Forschungsarbeiten öffentlich zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen. Dass bei dem Untertitel der neuen Zeitschrift unverblümt Anleihen bei dem Namen des legendären Hausorgans des alten Instituts gemacht wurden, bedarf freilich einer gesonderten Rechtfertigung; sie soll im Folgenden in Form einer Erläuterung der konzeptuellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Zeitschriften gegeben werden.

Wer heute ein beliebiges Heft der ursprünglichen »Zeitschrift für Sozialforschung« in die Hände nimmt, wird wahrscheinlich weniger über den Inhalt im Einzelnen als über die Breite, ja Disparität der vertretenen Disziplinen erstaunt sein. Als sei es keine Zumutung an den Leser, stehen hier Beiträge zur Literaturtheorie neben wirtschaftstheoretischen Abhandlungen, Forschungsbeiträge zur Psychoanalyse neben fachphilosophischen Aufsätzen; dieselbe Unbekümmertheit um disziplinäre Grenzziehungen zeigt sich auch in dem umfangreichen Besprechungsteil, in dem Bücher aus den unterschiedlichsten Zweigen der zeitgenössischen Sozialwissenschaften, Psychologie und Philosophie rezensiert werden. In dieser interdisziplinären Anlage der Zeitschrift spiegelt sich gewiss auch die programmatische Absicht von Max Horkheimer, der schon in seiner Antrittsrede als Institutsdirektor verkündet hatte, dass die aktuelle Lage des Kapitalismus nur in einem kooperativen Verbund von unterschiedlichen Disziplinen angemessen zu analysieren sei; nach seiner Vorstellung sollten in gemeinsamer Orientierung an einer geschichtsphilosophischen Zeitdiagnose mindestens Ökonomen, Psychoanalytiker und Kulturtheoretiker zusammenarbeiten, um zu einer überzeugenden Deutung der unerwarteten Integrationsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaften zu gelangen. Aber mit intellektueller Resonanz in einem breiteren Publikum konnte das Projekt einer solchen Institutszeitschrift nur rechnen, weil der Spezialisierungsgrad der sozialwissenschaftlichen Disziplinen längst nicht so weit fortgeschritten war wie in unserer Gegenwart; noch waren in der akademischen Öffentlichkeit die Erinnerungen an Gelehrte wie Emile Durkheim, Max Weber oder Georg Simmel höchst lebendig, die keine Hemmung verspürten, sich spielerisch zwischen der Soziologie, der Ökonomie, der Psychologie und auch der Philosophie zu bewegen. Ganz unabhängig von seinen programmatischen Zielsetzungen konnte sich Max Horkheimer daher sicher sein, mit der Zeitschrift des Instituts das Interesse eines Kreises von Adressaten zu finden, welcher um disziplinäre Zuordnungen und Grenzziehungen so wenig bekümmert war wie die Mitarbeiter am eigenen Institut.

Diese Konstellation hat sich in den mehr als sechzig Jahren, die seit dem Erscheinen des letzten Heftes der Zeitschrift vergangen sind, grundlegend verändert. Trotz

aller offiziellen Beschwörungen der Notwendigkeit von Interdisziplinarität ist die Spezialisierung in den verschiedenen Zweigen der Sozial- und Geisteswissenschaften inzwischen so weit vorangeschritten, dass ein produktiver Austausch oder gar eine wechselseitige Befruchtung häufig nicht mehr möglich ist; einzelne Disziplinen wie die Psychologie sind dabei, aus dem Horizont der verstehenden Wissenschaften überhaupt auszuscheren, andere bemühen sich um den Aufbau einer vollkommen eigenständigen Terminologie, und das Bewusstsein von der historischen und sozialen Verwurzeltheit der verwendeten Konzepte ist auf breiter Front im Rückgang begriffen. Mehr und mehr Disziplinen haben die Erinnerung an ihre eigene Herkunft aus noch vollkommen unspezialisierten Wissensregionen längst verloren, ein Gespür für die sachliche Verwiesenheit auf die jeweils benachbarte Disziplin ist weitgehend abhanden gekommen. Alle diese Entwicklungen lassen heute eine Interdisziplinarität »von unten«, also eine Kooperation zwischen den Vertretern verschiedener Disziplinen, um des Forschungsgegenstandes willen, höchst unwahrscheinlich erscheinen; man strebt aus Opportunitätsabwägungen interdisziplinäre Projekte an, nicht aber, weil es die Sache selbst gebietet. Am stärksten hat unter dieser Tendenz zur Spezialisierung die Idee der »Sozialforschung« gelitten. War es in den Zeiten Max Horkheimers noch ganz selbstverständlich, dass die gesellschaftliche Entwicklung nur aus den sich ergänzenden Perspektiven unterschiedlicher Disziplinen untersucht werden kann, so wird derselbe Gegenstand heute kleinteilig zwischen verschiedenen Wissenschaftszweigen aufgespalten; dass es etwa ratsam wäre, die normativen Begriffe der eigenen Analyse im Austausch mit der Philosophie zu erhellen, dass es notwendig ist, Wandlungen des Sozialisationsprozesses in der Kooperation zwischen Historikern, Psychologen und Soziologen zu klären, ist selbst schon in der Ausbildung weitgehend aus dem Blick geraten. Wahrscheinlich ist sogar der Impuls, der einmal das Projekt einer interdisziplinären Sozialforschung zum Leben erweckt hatte, inzwischen einer jüngeren Generation kaum mehr nachvollziehbar.

In einer derartig gewandelten Wissenschaftslandschaft schlicht die ursprüngliche Idee der »Zeitschrift für Sozialforschung« wieder aufnehmen zu wollen wäre entweder pure Vermessenheit oder aber Donquichotterie. Auch das Institut für Sozialforschung ist in den letzten Jahrzehnten keine Forschungsinsel gewesen, an der die genannten Entwicklungen spurlos vorübergezogen sind; nicht nur die Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln, sondern auch der Verlust an übergreifenden, Disziplinen vernetzenden Gesellschaftstheorien ist hier eine Ursache dafür gewesen, dass die Untersuchungsprojekte immer stärker einen fächerspezifischen Zuschnitt erhielten. Wahre Interdisziplinarität, wie sie den Gründungsvätern des Instituts einmal vorschwebte, ist nur möglich, wo eine umfassende Theorie erklärt, auf welche Weise die Grundkategorien der verschiedenen Einzeldisziplinen ineinandergreifen und sich zu einer integralen Perspektive ergänzen; und von einem solchen Erklärungsrahmen sind wir heute nicht weniger weit entfernt als die Generation, die nach dem Tod von Adorno feststellen musste, dass von nun an jede persönliche Gewähr für eine interdisziplinäre Forschung fehlen würde. Daher kann eine »neue« Zeitschrift für Sozialforschung auch nicht mehr mit dem Anspruch auftreten, den das alte Institutsorgan vom ersten bis zum letzten Heft legitimerweise erhoben hatte: im kategorial abgestimmten Zusammenspiel der verschiedenen Einzeldisziplinen ein Gesamtbild des gesellschaftlichen

Strukturwandels zu erzeugen, welches von den Veränderungen im ökonomischen Strukturgefüge bis zu den Verschiebungen in der individuellen Charakterbildung reicht. Wo die konzeptuellen Mittel zur Integration der einzelwissenschaftlichen Forschungen fehlen, lässt sich auch das Ziel einer solchen Gesamtdeutung nicht mehr glaubwürdig vertreten. Immerhin aber ist im Herausgeberkreis der neuen Zeitschrift die Erinnerung an das alte Institutsprogramm so weit lebendig geblieben, dass der Mangel einer integrierenden Perspektive als ein wissenschaftliches Defizit empfunden wird; und wir sind uns einig darüber, dass ein erster Schritt zur Überwindung dieses Zustands nur in der wechselseitigen Bereitschaft bestehen kann, die Sichtweisen und Argumentationsmuster der jeweils anderen Disziplin wieder zur Kenntnis zu nehmen und auf die Relevanz für die eigene Forschungsarbeit hin zu befragen. Der Impuls, im Interesse an einer kritischen Sozialforschung ein Organ für einen derartigen Austausch bereitzustellen, muss mithin als stärkstes Motiv bei der Gründung der neuen Zeitschrift angesehen werden.

Im Unterschied zur alten Institutszeitschrift kann unser Publikationsorgan nicht schon die Ergebnisse einer interdisziplinären Sozialforschung präsentieren, sondern nur die theoretischen Voraussetzungen für deren konzeptuelle Wiederbelebung schaffen. Das soll in den kommenden Jahren dadurch geschehen, dass aus den unterschiedlichen Disziplinen solche Beiträge im Hauptteil (»Studien«) zum Abdruck gelangen, die uns für eine umfassende Analyse des gegenwärtigen Strukturwandels der Gesellschaft bedeutsam erscheinen; im Spektrum der dabei zu versammelnden Disziplinen darf die Kulturosoziologie ebenso wenig fehlen wie die Entwicklungspsychologie, muss die Philosophie ebenso vertreten sein wie die Rechtswissenschaft oder die politische Ökonomie. Es ist klar, dass wir bei einer derartigen Ausgangslage das Ergebnis des unternommenen Suchprozesses viel zu wenig antizipieren können, um uns über den exakten Kreis der relevanten Forschungsrichtungen schon einig sein zu können; als Richtschnur kann nur gelten, dass alles, was auf interessante und neuartige Weise einen theoretischen oder empirischen Aspekt berührt, der zum Verständnis der gesamtgesellschaftlichen Lage beiträgt, in unserer Zeitschrift nach Möglichkeit zum Abdruck gelangen soll.

Ein weiterer Unterschied zur alten Zeitschrift ergibt sich aus dem Umstand, dass wir uns zu einem gewissen Grade zur thematischen Schwerpunktsetzung entschlossen haben; im Mittelteil von »WESTEND« sollen unter dem Titel »Stichworte« Beiträge versammelt werden, die sich unter verschiedenen, auch disziplinär gesonderten Perspektiven mit einem Thema beschäftigen, das uns für die zeitdiagnostische Selbstwahrnehmung von Krisen, Pathologien oder Paradoxien unserer gegenwärtigen Gesellschaften von besonderer Relevanz scheint. Auch dieser Schritt, durch den die neue Zeitschrift ein gänzlich anderes Gesicht als das ursprüngliche Organ erhalten wird, ergibt sich zunächst aus der Einsicht in die fatalen Folgen der enorm gewachsenen Selbstabschottung der Disziplinen gegeneinander: Während Horkheimer und seine Mitarbeiter noch darauf vertrauen konnten, dass zwischen den Einzelwissenschaften hinreichend Einigkeit über die zentralen Herausforderungen der gesellschaftlichen Entwicklung besteht, weichen heute die Sichtweisen der verschiedenen Disziplinen schon terminologisch so stark voneinander ab, dass noch nicht einmal klar zu erkennen ist, ob sie überhaupt dieselben sozialen Vorgänge im Blick haben. Unter derarti-

gen Bedingungen halten wir es für sinnvoll, durch die Bildung von thematischen Schwerpunkten ein Medium zu schaffen, das durch die Konzentration auf einen vermeintlich gemeinsamen Gegenstand die wechselseitige Überprüfung der Relevanz und Angemessenheit der Erklärungsansätze der jeweils anderen Disziplinen erlaubt; es wird sich zeigen, ob auch auf diesem Weg die Voraussetzungen zu verbessern sind, unter denen eine interdisziplinäre Sozialforschung allein gedeihen kann.

Schließlich haben wir im Unterschied zum alten Organ gänzlich auf die Einrichtung eines umfassenden Rezensionsteils verzichtet. Die Gründe für diese Abweichung liegen so sehr auf der Hand, dass sie kaum der weiteren Erläuterung bedürfen: Die Anzahl der jährlichen Neuerscheinungen in den hier interessierenden Disziplinen ist derartig angewachsen, das Feld zumal der internationalen Publikationen auf unserem Gebiet so unübersichtlich geworden, dass schon das pure Ansinnen einer halbwegs fairen Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur bei einer bloß halbjährlichen Erscheinungsweise etwas Lächerliches an sich hätte. Während die Zeitschrift des ursprünglichen Instituts noch den heroischen, im Ganzen äußerst gelungenen Versuch unternommen hatte, der Flut der relevanten Neuerscheinungen durch kurze, pointierte Rezensionen Herr zu werden, müssen wir dieses Geschäft unter den veränderten Bedingungen den einzelwissenschaftlichen Fachzeitschriften überlassen. An die Stelle eines Rezensionsteils soll aber eine Rubrik treten, die unter dem Titel »Eingriffe« zwar im gegebenen Fall auch einmal ausführliche Einzelbesprechungen, im Wesentlichen aber Kommentare zu problematischen oder interessanten Entwicklungen in den Wissenschaften selbst enthalten soll.

Jedes Heft unserer neuen Zeitschrift, die von Herbst 2004 an im halbjährlichen Abstand erscheinen soll, wird als letzten Teil »Mitteilungen« aus dem Hause enthalten; hier sollen Informationen veröffentlicht werden, die entweder die aktuelle Forschungstätigkeit, personelle Entwicklungen oder berichtenswerte Details aus der Geschichte des Instituts für Sozialforschung betreffen. Mit der Planung für die Inhalte der einzelnen Hefte ist ein Herausgeberkreis beauftragt, der sein Geschäft im Auftrag des Instituts für Sozialforschung wahrnimmt; diese inhaltliche Tätigkeit wird in engster Kooperation mit den Mitgliedern des Internationalen Beirats des Instituts erfolgen, der seit dem Jahr 2002 als ein beratendes Gremium tätig ist. Insgesamt hoffen alle Beteiligten, mit der neuen Zeitschrift ein Organ zu schaffen, das der Wiederbelebung interdisziplinärer Sozialforschung zugute kommt.

*Axel Honneth, im Juli 2004*